

Illyrisches Blatt.

ZEITSCHRIFT

f ü r

Vaterland, Kunst, Wissenschaft und geselliges Leben.

N^o. 31.

Samstag den 15. April.

1848.

Ernuthigung an das Vaterland.

Das Wort ist frei! — Kein Damm soll mehr
Uns von dem Kaiser trennen;
Der gute Kaiser liebt uns sehr,
Wir müssen es bekennen! —
Frohlocke nun, mein Vaterland!
Der Name „Kaiser Ferdinand“
Soll durch das Weltall schallen,
Am Himmelsbogen strahlen! —

Seh't, theu're Krainer, Euch die Hand
Zur Eintracht und zum Frieden,
Und ruf't: „Es lebe Ferdinand,
Vom Himmel uns beschieden!“
Seh't, wie der neue Scepter blinkt,
Wie uns zum Thron der Kaiser winkt;
Es öffnet sich die Pforte
Dem freien — wahren Worte! —

Wohl uns! — Bald wird der Doppelaar
Sich über Deutschland schwingen,
Den Palmenzweig der Völkerschaar
Die neue Aera bringen. —
Doch bis der Tag sich drängt an's Licht
Mittraut dem Kaiser Worte nicht!
Bewähr't, daß Krainlands Gauen
Auf „Ferdinand“ vertrauen! —

Weiniz, im April 1848.

Bernhard Tomšičič.

Von Gottes Gnaden.

B. A. Foglár läßt sich in den Wiener „Sonntagsblättern“ Nr. 14 d. J. auf folgende Weise vernehmen: „Noch immer lesen wir im Eingange der Patente und kaiserlichen Erlasse das absolut-monarchische: „Von Gottes Gnaden“ vor den Titeln des Kaisers. Worte, die bis zu unsern großen Märztagen als gleichgültige Formel galten, sind es heute nicht mehr. Ein Gesellschafts-Vertrag zwischen Volk und Fürsten ist zwar nicht historisch nachgewiesen; die Idee desselben muß aber jeder liberalen Verfassung zum Grunde liegen. Der Fürst ist wohl nicht von Volkes Gnaden Fürst, er steht aber zu demselben in einem Recht- und Pflichtverhältnisse, welches er in Betreff der Pflichten regiert, sobald er auf dem „Von Gottes Gnaden“ beharrt.“

Man muß wahrlich der Gnade Gottes und der Geschichte fremd seyn, um auf solche Weise als Publicist in die Deffentlichkeit zu treten; wem aber die Gnade Gottes fremd ist, dem dürfte es schwer begreiflich werden, was die Menschheit der göttlichen Gnade zu verdanken habe, und welchen

hohen Grad der Demuth vor Gott der Monarch in den Worten: „Von Gottes Gnaden“ ausdrückt. „Ist's aus Gnade, „so ist's nicht aus Verdienst, sonst würde Gnade nicht Gnade „seyn.“ Röm. 11, 16.

Herr B. A. Foglár hätte sich aus dem Brockhaus'schen Conversations-Lexicon belehren können, daß zuerst die Bischöfe auf der Kirchenversammlung zu Ephesus im Jahre 431 aus mehreren apostolischen Aeußerungen, z. B. I. Kor. 15, 10, später auch Aebte und Aebtissinen, ja sogar Mönche und Kapläne, als ein demüthiges Bekenntniß der Abhängigkeit vom höchsten Wesen, ihren Titeln in Briefen und Urkunden „Von Gottes Gnaden“ beifügten, und daß seit den Zeiten der Carolinger auch weltliche Fürsten, mithin auch die Wahlkaiser der Formel „Dei gratia“ sich bedienten. Daß sich übrigens aus der bloßen Formel: „Von Gottes Gnaden“ kein absolut-monarchisches Recht ableiten lasse, darüber kann Herr Foglár aus Georg Gruber's „Lehrsystem der Diplomatiek,“ Wien 1783, I. Th., S. 266, sich beruhigen, wo es heißt: „Damit man aber nicht auf der irrigen Meinung beharre, die durch französische Scribenten sich auch in Deutschland allgemach verbreitet hat, als ob nämlich der Zusatz Dei gratia (von Gottes Gnaden) nur unumschränkten Herren wegen der Landeshoheit zukäme, oder wenigstens bei untergeordneten Großen als ein Privilegium der Landesfürsten müsse angesehen werden, so widerlegt sich zwar dieser Irrthum selbst aus den Documenten aller Jahrhunderte, aber noch mehr aus dem grundgelehrten Aufsatze des k. k. Archivars, Herrn von Rosenthal, welcher sagt, daß der Zusatz Dei gratia vielmehr ein demüthiges Bekenntniß der Abhängigkeit vom höchsten Wesen, als ein wirklicher Vorrang sey. Erst um die Hälfte des 15. Jahrhunderts fing man in Frankreich an, dem Titular-Zusatze „Von Gottes Gnaden“ eine Bedeutung von unumschränkter Gewalt beizulegen, welche er nach seinem natürlichen Sinne niemals hatte, wie der VI. Band des diplomatischen Lehrgebäudes, III. Buch, I. Hauptstück, IV. Abschnitt, S. 630 zc. beweiset.“

Und so möge denn Herr B. A. Foglár dem apostolischen Monarchen immerhin gestatten, den in seinem Namen ausgehenden Patenten und Erlässen die demüthige Formel: „Von Gottes Gnaden“ voran zu setzen, da sie jetzt,

wo man bei den höchst wichtigen Zeitereignissen die Hand Gottes zu übersehen scheint, mehr als je am Platze ist. **S. C.**

Anastasius Grün.

Die Wiener „Sonntagsblätter“ Nr. 14 d. J. bringen ein Schreiben des gefeierten Dichters Anastasius Grün an L. A. Frankl, ohne Aufgabsort und Datum, worin er unter anderm sagt: „Nachdem am dritten Tage der Erhebung das Herrlichste gewonnen war, trieb es mich mit dringender Gewalt hieher zurück, wo ich ein Herz wußte, das noch um mich zitterte, und wo ich vielleicht die schöne Mission haben konnte, Mißtrauen und Ungewißheit beseitigen und erbitterte Gemüther veröhnen zu helfen. Denn ich ahnte ganz richtig, daß aus denselben Ursachen dieselben Wirkungen einreten dürften, wie in Wien, so auch hier.“ Dann weiters: „Von dem Vertrauen meiner hiesigen Mitbürger in das Comité zur Organisirung der Nationalgarde gewählt, bin ich in diesem Augenblicke viel beschäftigt, fast über das Maß meiner physischen Kräfte. A. Uersperg.“ — Und die Redaction der „Sonntagsblätter“ fügt bei: „Graf Uersperg ist Nationalgardist, spricht in der Ständeverammlung und war dieser Tage als Deputirter seines Landes in Wien.“

Man könnte glauben, daß hier von Krain die Rede sey, weil es bekannt ist, daß Graf Uersperg, durch Geburt und Besitz einer der beträchtlichsten Herrschaften und eines großen Hauses in Laibach, ein Krainer ist; allein er war weder als Deputirter seines Vaterlandes in Wien, noch steht er in den Reihen unserer Nationalgarde, und er war auch weder in den wichtigen Märztagen, noch bei dem bedeutungsvollen Landtage vom 6. d. M. hier anwesend, weil er, laut „Abendblatt Nr. 4 der Wiener Zeitung“ vom 4. d. M., von den niederösterreichischen Herren Ständen nach Frankfurt am Main abgeordnet wurde. Wir freuen uns dieser seiner ehrenvollen Sendung, können aber auf die Ehre nicht verzichten, daß er unser Landsmann, ein Krainer sey, dessen Beihilfe „zum neuen Baue“ wir hier im Vaterlande nicht gern entbehren.

S. C.

Oesterreich über Alles!

Dr. Engelbert Selinger, der bekannte Verfasser der „deutschen Denksteine“, einer jener wenigen gesinnungstüchtigen Männer, welche selbst der Verlockung gegenüber ihre Unabhängigkeit, ihren Charakter bewahrten; — Doctor Selinger, der, als man ihm die Stelle eines Censors übertrug, dieses traurige Amt alsbald heimsagte, als er in die Fäden dieses finsternen Betriebes geblickt hatte, veröffentlicht eben (bei L. Grund in Wien) ein Flugblatt: „Oesterreich über Alles, wenn es nur will!“ Am Schlusse desselben ruft er seinen Brüdern und Landesgenossen folgende Worte zu: „Die Ehre und der Ruhm unseres Vaterlandes sey unser Streben und unser Ziel!“

Der Rathgeber der Krone vergesse nie die Heiligkeit seines Berufes, und ohne Selbstsucht trage er Bausteine herbei zu dem hohen Werke allseitiger Entwicklung der Bewohner unseres schönen Kaiserstaates.

Der Priester verkünde das Wort der Liebe und zeige durch nachahmungswürdige Thaten die Erhabenheit und Göttlichkeit der Liebe, wenn sie im Wandel des Menschen eine Wahrheit geworden.

Der Adel liefere Vorbilder geistiger Größe, feiner Sitte, ritterlichen Sinnes, treuer, uneigennütziger Liebe zu Fürst und Vaterland.

Der Schriftsteller trage heilige Scheu vor der Macht des Wortes. Nie stelle er das gewaltige Wort unter die Dienstbarkeit des Frevels, der Aufwiegelei, der niedrigen Schmähsucht oder boshafter Verleumdung. Heilig sey ihm die Religion; heilig seyen ihm die wahren Interessen des Staates; heilig sey ihm Gestirnung und Ehre; heilig das Recht und die Wahrheit!

Der Krieger, der Beamte wahre und vertheidige die Rechte der Krone, habe aber auch Achtung vor den Rechten des Volkes.

Der Bürger fühle sich als edle Stütze, der Landmann als unentbehrlicher Bestandtheil des Staates. Jeder wirke in seinem Kreise durch Thatkraft, Biederkeit und Gemeinsinn für das Wohl der Gesamtheit.

Ueberhaupt sey der Mann, in welcher Lebenssphäre er auch immer seine Kräfte verwenden mag, nicht bloß ein tüchtiger Mann seines Berufes, er sey auch ein wackerer Staatsbürger, und sey es mit kräftiger, voller Seele.

Der Jüngling verachte das Gemeine, bereichere seinen Geist, stärke sein Gemüth und ringe nach Vervollkommnung unter dem Einflusse erhabener Ideen.

Die Frau suche in verschönernder Bestellung des geordneten Hauswesens, — die Mutter in liebevoller Pflege und patriotischer Erziehung ihrer Kinder die süßeste Befriedigung.

Das Mädchen strebe nach jener Bildung, die es für seinen edlen Beruf in der Zukunft bedarf, und schenke sein Herz keinem Manne, der nicht der Begeisterung fähig ist für Gott und Vaterland und die höchsten Güter des Daseyns.

Wir Alle — Alle müssen in unsern Kreisen leben und handeln, wie es die Würde der Menschheit und die Ehre des österreichischen Staates erheischt.

Leben und handeln wir so, dann ist der Kaiser mit uns, und wir sind mit dem Kaiser. Dann wird das Wort erfüllt, das einer der Edelsten aus Habsburgs edlem Casarengeschlechte schon vor Jahrhunderten ausgesprochen, das schöne, erhebende Wort: „Oesterreich über Alles, wenn es nur will!“

Der Minister und der Schauspieler.

Novelle nach einer französischen Anekdote von Louis Simon.

(Schluß.)

„Gnädiger Herr!“ sagte er zu Potier, „die Rollen, die Sie in den höheren und höchsten Kreisen dieser Welt gespielt, sie beunruhigen und erschrecken mich Thretwegen. Ja, ich bin glücklicher, als Eure Excellenz: ich beneide Sie weder um Ihre Größe, noch um Ihre Erinnerungen und Ihren Geist; die Größe eines wahrhaften Schauspielers, wie ich, ist wohl vorübergehend, aber sie macht keine Thränen flie-

fen; meine Erinnerungen mischen sich doch mit den Sympathien des Volkes und seinen Freuden, mein Geist spielte nur mit reizenden Illusionen, und ich habe meine Feinde nur besiegt, indem ich sie zwang, mir zuzuhören und sich zu ergeben. Das ist ein Scepter, das Niemanden verletzt, ein Königthum, das die Tyrannei nicht kennt, und seine Macht gern mit Andern theilt.“

Potier fühlte sich seinerseits sehr geschmeichelt von dem Lobe, das Herr von Talleyrand ihm erteilt; aber das Gefühl der Dankbarkeit, das ihm diese schmeichelhafte Gerechtigkeit einspöste, war nicht lebhaft genug, um ihn zur Nachgiebigkeit zu stimmen: im Gegentheil, er schärfte noch einmal seinen Witz gegen den berühmten Diplomaten.

„Mein Herr!“ fuhr er fort, „ich kenne alle Acte und alle Scenen Ihres dramatischen Gebietes, denn ich habe Sie gar zu oft auf dem Theater gesehen. Ich könnte Ihnen in diesem Augenblicke alle Titel, alle Dialoge Ihres großen Repertoires herrechnen, und in dieser Erinnerung Ihrer dramatischen Schöpfungen ist mir nur Eins auffallend, nämlich, daß Sie den Muth hatten, in einem Trauerspiel aufzutreten, das vor einigen Jahren in Paris aufgeführt wurde.“ — „Wann denn, gnädiger Herr?“ fragte der Fürst mit einem Ansehen von wirklicher Neugierde. — „Im Jahre 1814.“ — „Und der Titel des Stückes ist?“ — „Das Hotel in der Straße St. Florentin.“*)

Herr von Talleyrand schwieg. „Ich hasse dieses Stück“, fuhr der immer dreister werdende Schauspieler fort, „und es hat Ihnen in meiner Bewunderung geschadet. Diese Rolle war verächtlich, ich muß es gestehen; aber vielleicht haben Sie dazu beigetragen, sie noch verächtlicher zu machen; es handelte sich damals, glaube ich, um einen Mächtigen der Erde, der unterlag; um einen geschickten Unterhändler, der ihn verließ, obgleich er ihn vorher angebetet hatte; um einen geschmeibigen Politiker, der seine Pflicht einem Ereignisse, das Interesse eines Landes dem Vortheil einer Person, eine ganze Nation einigen Undankbaren und Fremden zum Opfer bringt. — Ach, Herr Potier, welches schlechte Drama! — und welche sonderbare Rolle spielten Sie darin! — Vor den Augen eines ganzen Volkes, auf den Brettern eines Welttheaters sollte man nicht einen Mann darstellen, der, statt sich traurig und still in die Einsamkeit zurück zu ziehen, sich der feindlichen Partei anschließt, wenn er die gute Sache schwinden sieht!“

Herr von Talleyrand stand auf, ohne Zweifel, weil er schon zu viel gehört hatte; und als er seine Krücke wieder nahm, trat sein Kammerdiener ein, brachte ihm die letzte Nummer des „Moniteur“, die vor einer Viertelstunde in Orleans angekommen war; es war der „Moniteur“ vom 26. Juli 1830. — „Gnädiger Herr“, sagte der Prinz,

indem er sich an Potier wandte, „dieses Blatt ist für Sie bestimmt!“ — „Herr Potier“, antwortete der Künstler, „haben Sie die Güte, es für mich zu lesen — und für Sie, wenn es Ihnen beliebt.“ — Herr von Talleyrand faltete das Minister-Blatt auseinander, und eine Minute später fiel es aus seinen Händen; der alte Rathgeber Ludwig's des Achtezehnten las die Ordonnanzen Carl's des Zehnten.

Lächelnd wandte er sich zu Potier, als ob er sich verbeugen wollte. „Gnädiger Herr“, sagte er, „ich reise augenblicklich nach Paris, das alte Theater meiner Erfolge ruft mich dahin zurück; vielleicht trete ich noch ein Mal in einem großen, feierlichen Drama auf: ich will, daß dieß meine letzte Schöpfung sey.“ — „Wird Ihre Rolle darin schön seyn?“ fragte Potier. — „Ich werde suchen, sie eben so glänzend für mich, als nützlich für die Andern zu machen.“ — „Wie das?“ — „Sie werden es später erfahren.“ — „Und welches ist denn dieses neue Meisterstück, das Ihre Laufbahn beschließen soll?“ — „Ich glaube, man wird es benennen: Die Revolution von 1830.“

Indem Herr von Talleyrand dieses sprach, machte er einige Schritte, um sich zurück zu ziehen. Potier warf schnell alle Verkleidung von sich und bat ihn wegen seiner Freimüthigkeit um Verzeihung. Der Fürst reichte ihm freundlich die Hand. „Leben Sie wohl, Herr Potier“, sagte er; „aber wer von uns Beiden ist der Besiegte?“ — „Sie, gnädiger Herr!“ antwortete Potier, „aber es ist sicher nicht zum ersten Mal, daß Sie sich haben besiegen lassen!“

Wenige Tage nach dieser Zusammenkunft regierte eine neue Dynastie in Frankreich und Herr von Talleyrand erschien am englischen Hofe als bevollmächtigter Gesandter der französischen Krone.

Noch ein Mal begegneten sich diese beiden Schauspieler; sie waren beide im Wagen, bereit, eine schreckliche und geheimnißvolle Reise anzutreten. Der Eine ließ sich auf dem Kirchhofe Père Lachaise begraben, der Andere ließ sich nach den Gewölben von Valencay bringen. Gewiß haben sie sich erkannt und sich aus ihrem Sarge heraus begrüßt; wenn die Todten jezt noch sprechen, wie ehemals, so möchte ich gern wissen, welche Worte diese beiden berühmten Schauspieler zum Abschied gewechselt.

Feuilleton.

Die Villa Metternich. — Aus Theresen's Buch: „Eine Reise nach Wien“ (Leipzig 1848) entlehnen wir nachfolgende Schilderung der Villa Metternich, welches Gebäude bekanntlich von dem Volkszorn demolirt worden ist. Sie war in italienischer Art gebaut und trug über dem Eingang die einfache Inschrift: „Villa Metternich.“ Am Wege lag sie, und ein Rasenplatz mit Bäumen und Blumen, zum Theil aus Vasen quellend, besetzt, trennte das bauschige Landhaus von der Gasse. Rechts befanden sich die Zimmer der Fürstin, mit allen kostbaren Bequemlichkeiten und künstlerischen Schmuckstücken des geschmackvollsten Lebens erfüllt; links trat man in die Empfangszimmer. Das Portal, wo die Wagen hielten, empfing die Besucher mit dem Grusse „Salve“, in Mosaik dem Pflaster eingelegt. Das Vorzimmer, wohin die Gäste sodann geleitet wurden, war

*) In dieser Straße, ganz nahe der Rue Rivoli, war Talleyrand's Wohnung. Er war also nicht sehr entfernt von dem königlichen und kaiserlichen Schlosse. Als er im Juli 1830 von seinen Fenstern aus die Schweizer stehen sah, sagte er zu seinem Secretär: „Schreiben Sie nieder, daß die Bourbonen zu regieren aufgehört haben.“ Nach seinem Tode wurde dieses Hotel — das in Paris sehr wohl bekannt ist — meistbietend verkauft.

mit herrlichen Malachitvasen ausstaffirt; man weiß ohne Andeutung, welcher hohe Freund in Europa allein den Malachit aus vollen Händen auszutheilen pflegt. Links neben dem Vorzimmer eröffnete sich ein weißer Saal mit einem einzigen Fenster auf der einen und Glashüben auf der andern Seite, die den Blick ins Grüne zu den Schlinggewächsen und Blumen hinausstreifen ließen. Zur Rechten hingegen befand sich eine mit Marmorbildern verzierte Halle, welche Kunstwerke von Canova, Thorwaldsen, Rauch, Tenerani u. a. enthielt. Keine Malerei von irgend einer Art war in dem Zimmer angebracht, und besonders zog unter den aufgestellten Werken eine Canova'sche Venus die Aufmerksamkeit der Beschauer auf sich, die üppigen Formen in ein leicht wallendes Tuch gehüllt. Amor und Psyche, von Tenerani, in stürmischer Umarmung daneben. Der Eßsaal stieß an die Marmorhalle, sagt die Verfasserin des angeführten Buches, und diese bildete wieder den Mittelpunkt reichverzierter Gemächer in viereckiger und länglicher Gestalt. Der Fürst, fährt sie fort, hat sich ein Landleben inmitten der Stadt, und in dem Gewirre der Geschäfte ein Haus geschaffen, in dem er mit der Fürstin in herzerquickender Stille lebt. Selbst die Kinder und die Dienerschaft waren von diesem Hause abgetrennt, sie bewohnten ein angränzendes Gebäude. Alles athmet ländliche Einsamkeit; der Ton, die Farbe, der Duft ist einfach, aber in dieser Einsamkeit glänzt die Behaglichkeit, dieser echte Luxus, in dem die Gedanken und Pläne zarte Fäden spinnen können. So Theresie über das idyllische Ayl am Rennwege.

Der Birnbaum auf dem Walsersfelde bei Salzburg. — Professor Masmann sagt von diesem Birnbaum in seiner Schrift: „Der Untersberg bei Salzburg.“ Folgendes: Der Mönch erzählte mir von dem Birnbaum, der auf dem Walsersfelde bei Salzburg zum Vor- und Angedenken einer Schlacht steht, der lange Zeit dort gestanden und dreimal! umgehauen worden, doch durch die Kraft des Allmächtigen die Wurzel behütet und immer wieder angefangen hat zu grünen und aufzuwachsen, und wenn er aufgewachsen ist und Frucht bringt, so wird Deutschlands Wiedergeburt nahen! — Der Baum hatte nie geblüht und Frucht getragen, — doch im vorigen Jahre hat er geblüht und herrliche Früchte getragen!!

Todte und Verwundete in Wien. — Nach der Erzählung eines Correspondenten der „Allg. Augsburg.“ beläuft sich die Zahl der während der drei Märztage Gefallenen auf 48 bis 50; Verwundete zählt man 300 bis 500.

Verbrautes Kerzen-Quantum. — Während der großen Illumination zu Ehren der Constitution in Wien sind 3- bis 400.000 Kerzen verbrannt worden.

Papierkorb des Amüsanten.

Als die Kunde von der Bewilligung der Pressfreiheit in einem Städtchen des westlichen Böhmens bekannt wurde, sagte Jemand: „Was nützt uns die Pressfreiheit, wenn wir keinen Weinbau haben?“

In einer französischen Zeitung vom April 1801 stand folgender Artikel: „Boulogne. Die Franzosen sind an den Küsten so wachsam, daß sie auf den Kanonen — schlafen.“

Jemand ließ sich in die erste Compagnie der Nationalgarde einschreiben; weil er aber nicht Offizier wurde, trat er aus und ging zur zweiten; da wurde er auch nicht Offizier, und er ging zur dritten, vierten, fünften. — Er versammelt sich daher jetzt ganz allein, und wählt sich einstimmig zum General des Nationalgardentrupps, den er allein bildet.

Einen Beweis, wie die Pressfreiheit hie und da am Lande gedeutet wird, liefert uns folgendes wahre Factum: Ein Wirthschaftsbesitzer in der Nähe von Wien ließ sich eine neue Weinpresse machen; als er von der Pressfreiheit hörte, glaubte er nichts Eiligeres verfügen zu müssen, als seine neue Presse wieder zu zertrümmern, „denn, wenn nun Jeder,“ sagte er, „auf meiner Presse pressen würde, so will ich keine mehr besitzen.“

Correspondenz vom Lande.

Haidenschaft am 10. April 1848.

Wertbester Herr Redacteur!

Sollte Sie diese Zuschrift eines Ihnen Unbekannten auch befremden, so wollen Sie gefälligst die gute Absicht des Correspondenten berücksichtigen und das Nachstehende veröffentlichen:

Sonntag den 9. April waren wir angenehm überrascht von den edlen Gesinnungen der Einwohner unseres Ortes gegen Sr. Majestät, unseren geliebten Monarchen. Obwohl an dem Loyalismus nie gezweifelt wurde, so konnte bei den Zeitverhältnissen doch unwillkürlich eine bange Ahnung im Hintergrunde des Gemüthes auftauchen, ob nicht die in dem benachbarten Lombardischen wüthende Pest der Anarchie auch die noch reine Luft der hiesigen Gegend anstecken würde.

Um fünf Uhr Nachmittags erschienen alle Notabilitäten nebst dem größten Theile der Einwohnerschaft auf dem Plage, wo die Musikkapelle des k. k. Lin. Inf. Reg. Erzherzog Carl Nr. 3, welches um 11 Uhr Vormittags, auf dem Durchmarsche nach Görz, hier anlangte, im Beseyn fast sämtlicher Herren Offiziere einige Musikstücke ausführte. — Unter Andern erscholl auch die Arie der Volkshymne, die mit einem donnerähnlichen „Evviva Ferdinando I.“ der Anwesenden endete. Zwei Mal mußte die Arie wiederholt werden, und jedes Mal bildete ein fast nicht enden wollendes „Evviva!“ den Schluß.

Im Verlaufe wurde ein nicht unbedeutendes Quantum von Wein, Brot und Käse herbeigebracht, welches die hiesigen Bürger nicht nur unter die Musiker, sondern unter alle am Plage anwesenden Soldaten vertheilen ließen.

Die freudige Bewegung, die sich überall unverhohlen kund gab, die liebevolle Aufnahme des besagten Militärs, der Ausbruch der patriotischen Gesinnungen mußten einen angenehmen Ton den Saiten der künstlich gespannten Harfe unserer Gefühle aus der Brust eines noch so kalten Zuschauers hervorlocken, besonders als in dieser Stimmung ein erfreulicher Wink klegen dürfte, daß die im Lombardischen brausende Lava des Aufrehrs, sollte es ihr gelingen, verheerend bis hierher sich Bahn zu brechen, hier ein Bollwerk der edelsten Gesinnungen für unser allerhöchstes Kaiserhaus finden wird.

Ueberhaupt haben sich die Einwohner des hiesigen politischen Bezirkes mit löblicher Mäßigung in den drohendsten Momenten benommen, und eine Unhänglichkeit an alles Gute und Edle gezeigt, die dem allfälligen Bangen vor der Zukunft die Wage hält.

Die sich hier organisirende Nationalgarde leistet bereits mit Wett-eifer ihre Dienste, nur wäre es zu wünschen, daß dieses Institut, welches erst 45 Glieder zählt, sich wenigstens auf die doppelte Zahl vermehren würde, eine Hoffnung, die wir nicht ungegründet hier aussprechen.
I. St.

Stein am 12. April 1848.

Heute früh um 4 Uhr verkündeten vom Kleinfestberge Pöllerkschüffe, und in den Gassen die Musik der Stadt ein erfreuliches, allda noch nie erlebtes Fest. —

Um 9 Uhr Vormittag darauf zog die in kurzer Zeit zuvor sich gebildete Nationalgarde, 130 Mann stark, von dem hiesigen gewöhnlichen Militärexcercierplatze, allwo sie sich versammelte, unter dem gewählten Hauptmanne, Herrn Dr. Anton Pototschnig, in militärischer Ordnung auf den Stadtplaz, stellte sich dort auf und hotte aus dem Stadthause die weiß- und rothfarbige Fahne ab, mit welcher sie sodann in die Stadtpfarrkirche marschirte und dort einem feierlichen Hochamte unter Danklagung für die von Sr. Majestät, dem Kaiser, verliehene Constitution behobnte. —

Nachmittag um halb vier Uhr pflanzte die Nationalgarde, unter Pöllerkschüffen, Musik und enthusiastischer Absingung der Volkshymne, am Kleinfestberge die deutsche Fahne auf, und Abends darauf war die ganze Stadt festlich beleuchtet, wobei auf mehreren Häusern passende Inschriften zu lesen waren.
R.